

Und mit der bewunderungswürdigen Philosophie eines Menschen, der nichts für unmöglich hält, so lange er seine Börse rund und seinen Mantelsack voll fühlt, speiste Morcerf zu Nacht, entschlief er und träumte, er führe in einer Galeche mit sechs Pferden im Carneval umher.

---

## Zehntes Kapitel.

### Römische Banditen.

Am andern Morgen erwachte Franz zuerst, und sobald er wach war, läutete er. Der Klang der Glocke vibrirte noch, als Meister Pastrini in Person erschien.

„Nun!“ sagte der Wirth triumphirend, ohne nur auf eine Frage von Franz zu warten, „ich vermuthete es gestern, Excellenz, als ich Ihnen nichts versprechen wollte; Sie haben zu spät daran gedacht; es ist in ganz Rom keine Galeche mehr zu miethen, versteht sich für die drei letzten Tage.“

„Ja,“ erwiderte Franz, „für diejenigen, wo man sie durchaus haben muß.“

„Was gibt es?“ fragte Albert eintretend; „keine Galeche?“

„So ist es, mein Freund,“ sprach Franz; „Sie haben es errathen.“

„Es ist doch etwas Schönes um Cuere ewige Stadt!“

„Das heißt,“ versetzte Meister Pastrini, der die Hauptstadt der Christenheit in den Augen seiner Reisenden in einer gewissen Würde erhalten wollte, „das heißt, es gibt keine Galeche mehr von Sonntag Morgen bis

Dienstag Abend; doch bis dahin finden Sie fünfzig, wenn Sie wollen."

"Ah! das ist schon etwas," sagte Albert; "wir haben heute Donnerstag, wer weiß, was bis Sonntag geschieht?"

"Es werden zehn bis zwölf tausend Fremde ankommen, und dadurch vermehrt sich noch die Schwierigkeit," sprach Franz.

"Mein Freund," entgegnete Morcerf, "wir wollen die Gegenwart genießen und nicht die Zukunft verdüstern."

"Wir können doch wenigstens ein Fenster haben?" fragte Franz.

"Wohin?"

"Auf den Corso."

"Ach! ja, ein Fenster!" rief Meister Pastrini; "unmöglich, ganz unmöglich; es war noch eines im fünften Stocke des Ballastes Doria übrig, und dieses wurde an einen russischen Fürsten um zwanzig Zechinen für den Tag vermiethet."

Die zwei jungen Leute schauten sich verwundert an.

"Nun, mein Lieber," sagte Franz zu Albert, "wissen Sie, daß wir nichts Besseres thun können, als den Carneval in Venedig zubringen? wenn wir dort keinen Wagen finden, so finden wir wenigstens Gondeln."

"Meiner Treue, nein," rief Albert, "ich habe beschlossen, den Carneval in Rom zu sehen, und werde ihn hier sehen, und müßte ich auf Stelzen gehen."

"Das ist ein herrlicher Gedanke," rief Franz, "besonders um die Moccoletti auszulöschen; wir verkleiden uns als Vampyre oder als Bauern aus der Gegend von Landes, und werden großes Aufsehen machen."

"Wünschen Cuere Excellenzen immer noch einen Wagen für Sonntag?"

"Glauben Sie, bei Gott! wir werden in den Straßen von Rom zu Fuß umherlaufen, wie Gerichtsschreiber?" versetzte Albert.

„Ich beehle mich die Befehle Euerer Excellenzen zu vollziehen,“ sagte Meister Pastrini, „nur muß ich denselben zum Voraus bemerken, daß der Wagen sechs Piaster für den Tag kosten wird.“

„Und ich, mein lieber Herr Pastrini,“ erwiderte Franz, „ich, der ich nicht unser Nachbar Millionär bin, sage Ihnen, daß ich, zum vierten Male in Rom, den Preis der Galechen für gewöhnliche Tage, so wie für Sonn- und Feiertage kenne; wir geben Ihnen zwölf Piaster für heute, morgen und übermorgen, und dabei haben Sie einen schönen Nutzen.“

„Doch, Excellenz...“ rief Meister Pastrini, der sich zu sträuben versuchte.

„Gehen Sie, mein lieber Wirth, gehen Sie,“ sprach Franz, „oder ich mache selbst den Preis mit Ihrem Affitatore, den ich auch den meinigen zu nennen die Ehre habe; er ist ein alter Freund von mir, der mir schon viel Geld gestohlen hat, und in der Hoffnung, mir noch mehr zu stehlen, sich auf weniger einlassen wird, als ich Ihnen biete; Sie verlieren sodann den Mehrbetrag, und das ist Ihre Schuld.“

„Geben Sie sich nicht die Mühe, Excellenz,“ versetzte Meister Pastrini mit dem Lächeln des italienischen Speculanten, der sich für besiegt erklärt, „ich werde mein Möglichstes thun und hoffe Sie zufrieden zu stellen.“

„Vortrefflich, das heiße ich sprechen.“

„Wann wollen Sie den Wagen?“

„In einer Stunde.“

„Er wird in einer Stunde vor der Thüre sein.“

„Eine Stunde später erwartete der Wagen wirklich die jungen Leute; es war ein bescheidener Fiacre, den man in Betracht der feierlichen Umstände zum Range einer Galeche erhoben hatte. Aber wie unbedeutend auch sein Aussehen war, so würden sich die jungen Leute doch glücklich gefühlt haben, wenn sie einen solchen Wagen für die drei letzten Tage hätten finden können.“

„Excellenz,“ rief der Cicerone, als er die Nase von Franz am Fenster erblickte, „soll ich die Carrosse näher an den Ballast fahren lassen?“

So sehr auch Franz an die italienische Emphase gewöhnt war, so schaute er doch zuerst überall umher; aber diese Worte waren wirklich an ihn gerichtet. Franz war die Excellenz, die Carrosse war der Fiacre; der Ballast war das Hotel de Londres.

Franz und Albert gingen hinab, die Carrosse näherte sich dem Ballast. Ihre Excellenzen streckten ihre Beine auf den Sizen aus, der Cicerone sprang auf den Hinterfuß.

„Wohin befehlen Euere Excellenzen, daß man sie führen soll?“

„Zuerst nach der St. Peterskirche und dann in das Coliseum,“ antwortete Albert als wahrer Pariser. Doch er wußte Eines nicht: daß man einen ganzen Tag braucht, um die Peterskirche zu sehen und einen Monat, um sie zu studiren. Der Tag ging damit hin, daß man die Peterskirche sah.

Plötzlich bemerkten die zwei Freunde, daß der Abend heranrückte. Franz zog seine Uhr; es war halb fünf Uhr. Sogleich kehrte man in den Gasthof zurück; Franz gab dem Kutscher Befehl, sich um acht Uhr bereit zu halten. Er wollte Albert das Coliseum beim Mondschein zeigen, wie er ihm die Peterskirche beim vollen Tageslichte gezeigt hatte. Läßt man einen Freund eine Stadt beschauen, die man schon gesehen, so geht man mit derselben Coquetterie zu Werk, wie wenn man eine Frau zeigt, die man geliebt hat. Franz schrieb daher dem Kutscher den Weg vor; er sollte durch die Porta del popolo hinausfahren, sich längs der äußeren Mauer hinziehen und durch die Porta di San Giovanni zurückkehren. Das Coliseum erschien ihnen ohne Vorbereitung, und ohne daß sie das Capitol, das Forum, den Triumphbogen von Septimus Severus, den Tempel von Antonin und Faustina als Stufen, um dasselbe zu

verkleinern, auf ihrem Wege fanden. Man begab sich zu Tische: Meister Pastrini hatte seinen Gästen ein vortreffliches Mahl versprochen; er setzte ihnen ein erträgliches Essen vor, und es war nichts zu sagen.

Am Ende der Mahlzeit trat er selbst ein; Franz glaubte Anfangs, er komme, um seine Komplimente in Empfang zu nehmen, und schickte sich an, ihm diese zu machen, aber der Wirth unterbrach ihn bei den ersten Worten und sprach:

„Excellenz, Ihr Beifall schmeichelt mir, ich bin aber nicht deshalb zu Ihnen gekommen.“

„Vielleicht, um uns zu sagen, daß Sie einen Wagen gefunden haben?“ fragte Albert, eine Cigarre anzündend.

„Noch viel weniger, Excellenz, und Sie würden sogar wohl daran thun, gar nicht mehr an diese Sache zu denken. In Rom sind die Dinge möglich oder sie sind unmöglich. Wenn man einmal gesagt hat, sie seien unmöglich, so ist Alles vorbei.“

„In Paris ist es viel bequemer; kann etwas nicht sein, so bezahlt man das Doppelte, und man hat auf der Stelle, was man verlangt.“

„Ich höre dies alle Franzosen sagen,“ sprach Meister Pastrini etwas gereizt, „und ich begreife auch nicht, warum sie reisen.“

„Ja wohl,“ erwiderte Albert phlegmatisch, seinen Rauch gegen den Plafond ausstoßend und auf den zwei Hinterfüßen seines Lehnstuhles schaukelnd; „es reisen auch nur Narren und Dummköpfe, wie wir; vernünftige Leute verlassen ihr Hotel in der Rue Helder, das Boulevard de Gand und das Café de Paris nicht.“

Albert wohnte, wie es sich von selbst versteht, in der genannten Straße, machte jeden Tag seine fashionable Promenade, und speiste beinahe ausschließlich in dem einzigen Kaffeehause, wo man zu Mittag speist, vorausgesetzt, man ist mit den Kellnern in gutem Einvernehmen. Meister Pastrini schwieg einen Augenblick;

er dachte offenbar über die Antwort nach, die ihm Albert gegeben hatte, insofern sie ihm nicht ganz klar vorkam.

„Doch Sie sind in irgend einer Absicht gekommen,“ sagte Franz, die geographischen Betrachtungen seines Wirthes unterbrechend; „wollen Sie die Güte haben, uns den Grund Ihres Besuches zu erklären?“

„Ah! richtig; hören Sie: Sie haben die Galeche auf acht Uhr befohlen?“

„Allerdings.“

„Sie beabsichtigen, das Colosseo zu besuchen?“

„Das heißt das Colosseum.“

„Das ist ganz dasselbe.“

„Gut.“

„Sie haben Ihrem Kutscher gesagt, er solle zur Porta del popolo hinaus und zur Porta di San Giovanni hereinfahren?“

„So lauten meine Worte.“

„Nun, dieser Weg ist unmöglich, oder wenigstens gefährlich.“

„Gefährlich! und warum?“

„Wegen des berühmten Luigi Bampa.“

„Vor Allem, mein lieber Wirth, wer ist der berühmte Luigi Bampa?“ fragte Albert. „Er kann in Rom sehr bekannt sein, doch ich versichere Sie, in Paris kennt ihn keine Seele.“

„Wie! Sie kennen ihn nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Es ist ein Bandit, gegen den die Decesaris und Gasparone nur Chorknaben sind.“

„Aufgepaßt! Albert,“ rief Franz, „endlich also ein Bandit! Ich bemerke Ihnen, mein lieber Wirth, daß ich nicht ein Wort von dem, was Sie sagen, glauben werde. Insofern nun aber dieser Punkt unter uns festgestellt ist, sprechen Sie, so viel Sie wollen, ich höre.“

„Es war einmal . . .“

„Vorwärts!“

Meister Pastrini wandte sich gegen Franz, der ihm der Vernünftigste von den beiden jungen Leuten zu sein schien. Der brave Mann, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, hat viele Franzosen in seinem Leben beherbergt, aber nie eine gewisse Seite ihres Geistes begriffen.

„Excellenz,“ sprach er mit großem Ernst, sich, wie gesagt, an Franz wendend, „wenn Sie mich für einen Lügner halten, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was ich sagen wollte; ich kann Sie indessen versichern, daß es im Interesse Euerer Excellenzen lag . . .“

„Albert sagt Ihnen nicht, Sie seien ein Lügner, mein lieber Herr Pastrini,“ entgegnete Franz, „er sagt nur, er werde Ihnen nicht glauben. Doch seien Sie unbesorgt, ich glaube Ihnen, sprechen Sie also.“

„Sie begreifen jedoch, Excellenz, wenn man Zweifel in meine Wahrheitsliebe setzte . . .“

„Mein Theurer,“ rief Franz, „Sie sind empfindlicher als Cassandra, der, obgleich sie eine Prophetin war, Niemand zuhörte, während Sie wenigstens der Hälfte Ihres Auditoriums sicher sind. Setzen Sie sich, sprechen Sie, wer ist dieser Herr Bampa?“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es ein Bandit ist, wie wir seit dem berühmten Mastrillo keinen gesehen haben.“

„Welche Beziehung hat dieser Bandit zu meinem Befehl, zu der Porta del popolo hinaus und durch die Porta di San Giovanni hereinzufahren?“

„Sie können wohl durch das eine Thor hinausfahren, aber ich zweifle, ob Sie durch das andere hereinfahren würden.“

„Warum dies?“ fragte Franz.

„Weil man mit Einbruch der Nacht fünfzig Schritte von den Thoren nicht mehr sicher ist.“

„Auf Ehre?“ rief Albert.

„Herr Graf,“ sprach Meister Pastrini, stets tief

im Herzen verwundet, daß Albert seine Wahrhaftigkeit bezweifelte, „was ich sage, ist nicht für Sie, sondern für Ihren Reisegefährten, der Rom kennt und weiß, daß man mit solchen Dingen keinen Scherz treibt.“

„Mein Lieber,“ sprach Albert, sich an Franz wendend, „da haben wir ein vortreffliches Abenteuer gefunden: wir stopfen unsern Wagen mit Pistolen, Büchsen und Doppelflinten voll. Luigi Bampa hält uns an, wir nehmen ihn fest. Wir schleppen ihn nach Rom, bringen damit unsere Huldigung dem heiligen Vater dar, der uns fragt, was er zur Anerkennung eines so wichtigen Dienstes für uns thun könne. Dann fordern wir ganz einfach eine Carrosse und zwei Pferde aus seinen Ställen und sehen den Carneval im Wagen, abgesehen davon, daß uns wahrscheinlich das dankbare römische Volk auf dem Capitol krönt und, wie Curtius und Horatius Cocles, als Retter des Vaterlandes ausruft.“

Während Albert diesen Vorschlag auseinandersetzte, machte Meister Pastrini ein Gesicht, das man vergebens zu beschreiben versuchen würde.

„Vor Allem,“ fragte Franz seinen Reisegefährten, „woher werden Sie die Pistolen, die Büchsen, die Doppelflinten nehmen, mit denen Sie unsern Wagen vollstopfen wollen?“

„Allerdings nicht aus meinem Arsenale,“ erwiderte Albert, „denn in Terracina hat man mir Alles bis auf meinen Dolch genommen; und Ihnen?“

„Mir hat man dasselbe in Aquapendente gethan.“

„Oh! mein lieber Wirth,“ sprach Albert, eine zweite Cigarre am Neste seiner ersten anzündend, „wissen Sie, daß diese Maßregel sehr bequem für die Räuber ist, und daß sie ganz aussieht, als wäre sie auf halbe Rechnung mit ihnen genommen worden?“

„Ohne Zweifel fand Meister Pastrini den Spaß gefährlich, denn er antwortete nur ausweichend und das

Wort an Franz als den einzigen Vernünftigen richtend, mit dem er sich verständigen könnte.

„Seine Excellenz weiß, daß man sich gewöhnlich nicht vertheidigt, wenn man von Banditen angegriffen wird.“

„Wie!“ rief Albert, dessen Muth sich bei dem Gedanken, ohne ein Wort zu sagen, sich ausplündern zu lassen, empörte; „man pflegt sich nicht zu vertheidigen?“

„Nein, denn jede Vertheidigung wäre vergeblich. Was wollen Sie machen gegen ein Duzend Banditen, welche aus einem Graben, aus einer verfallenen Mauer, aus einer Wasserleitung hervorkommen und alle zugleich auf den Reisenden anschlagen?“

„Oh! bei Gott, ich will mich tödten lassen!“ rief Albert.

Der Wirth wandte sich gegen Franz mit einer Miene, welche wohl sagen wollte: „Excellenz, Ihr Kamerad ist offenbar ein Narr.“

„Mein lieber Albert,“ versetzte Franz, „Ihre Antwort ist erhaben und so viel werth, als das *qu'il mourût* des alten Corneille; nur handelte es sich um die Wohlfahrt von Rom, als Horaz dies sagte, und die Sache lohnte sich der Mühe. Was aber uns betrifft, so bemerken Sie wohl, daß einfach von Befriedigung einer Laune die Rede ist, und daß es lächerlich wäre, für eine Laune sein Leben zu wagen.“

„Oh! per Bacco! das heiße ich sprechen,“ rief Meister Pastrini.

Albert füllte sich ein Glas *Lacrymâ Christi*, das er in kleinen Zügen, zwischendurch unverständliche Worte brummelnd, leerte.

„Nun, Meister Pastrini,“ sagte Franz, „nun, da mein Gefährte beruhigt ist, und Sie meine friedliche Stimmung zu beurtheilen im Stande gewesen sind, sprechen Sie, wie ist es mit dem Herrn Luigi Bampa? Ist er Schäfer oder Edelmann? jung oder alt? groß oder klein? Schildern Sie uns diesen Mann, daß wir

denselben, wenn wir ihn zufällig in der Welt treffen, wie Ebogard oder Lara, zu erkennen vermögen."

"Sie können sich nicht besser adressiren, als an mich, wenn Sie etwas ganz Genaueres erfahren wollen, denn ich habe Luigi Bampa noch als Kind gekannt; und als ich eines Tages zwischen Ferentino und Matri selbst in seine Hände fiel, erinnerte er sich zum Glücke für mich dieser ehemaligen Bekanntschaft; er ließ mich gehen, nicht nur ohne daß ich Lösegeld zu bezahlen brauchte, sondern sogar nachdem er mir eine sehr schöne Uhr zum Geschenk gemacht und seine Geschichte erzählt hatte."

"Lassen Sie die Uhr sehen," sagte Albert.

Meister Pastrini zog aus seiner Tasche eine prachtvolle Breguet-Uhr, worauf der Name des Verfertigers, der Stempel von Paris und eine Grafenkrone angebracht waren.

"Sehen Sie," sagte er.

"Teufel!" rief Albert, "ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich habe die ähnliche (er zog seine Uhr aus seiner Westentasche), sie kostete mich dreitausend Franken."

"Die Geschichte," sprach Franz, zog einen Stuhl an sich und forderte Meister Pastrini durch ein Zeichen auf, er möge sich setzen.

"Euere Excellenzen erlauben?" sprach der Wirth.

"Bei Gott! Sie sind kein Prediger, um stehend sprechen zu müssen," rief Albert.

Der Wirth setzte sich, nachdem er vor jedem von seinen zukünftigen Zuhörern eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte, womit er andeuten wollte, er sei bereit, ihnen über Luigi Bampa die gewünschte Auskunft zu geben.

"Ah doch!" rief Franz, Pastrini in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Mund öffnen wollte, "Sie sagen, Sie haben Luigi Bampa als Kind gekannt; es ist also noch ein junger Mann?"

„Wie, ein junger Mann! ich glaube wohl, er zählt kaum zwei und zwanzig Jahre. Oh! seien Sie unbesorgt, das ist ein Bursche, der es weit bringen wird.“

„Was sagen Sie dazu, Albert? es ist doch schön, sich mit zwei und zwanzig Jahren bereits einen Ruf gegründet zu haben,“ bemerkte Franz.

„Oh, gewiß! in seinem Alter waren Alexander, Cäsar und Napoleon, welche doch in der Folge einen gewissen Lärm in der Welt gemacht haben, noch nicht so weit vorgerückt.“

„Der Held, dessen Geschichte wir hören werden, ist also erst zwei und zwanzig Jahre alt?“ fragte Franz sich an den Wirth wendend.

„Kaum, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe.“

„Ist er groß oder klein?“

„Von mittlerem Wuchse, ungefähr wie Seine Excellenz,“ sprach der Wirth auf Albert deutend.

„Ich danke für die Vergleichung,“ sagte dieser sich verbeugend.

„Immer vorwärts,“ rief Franz, über die Empfindlichkeit seines Freundes lächelnd. „Und welcher Klasse der Gesellschaft gehörte er an?“

„Er war ein einfacher Hirtenknabe auf dem Gute des Grafen San Felice, das zwischen Palestrina und dem Gabri-See liegt. In Pampinara geboren, trat er in einem Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen. Sein Vater, selbst ein Hirte, hatte eine eigene kleine Herde und lebte von der Wolle seiner Hammel und der Einnahme für die Milch seiner Schafe, welche er in Rom verkaufte. Schon als Kind hatte der kleine Pampa einen seltsamen Charakter. Als er sieben Jahre alt war, suchte er eines Tags den Pfarrer von Palestrina auf und bat diesen, ihm Unterricht im Lesen zu geben. Das war eine schwierige Sache, denn der junge Hirte konnte seine Herde nicht verlassen. Doch der gute Pfarrer ging jeden Tag, um die Messe zu lesen, in einen armen kleinen Flecken, der zu unbedeutend war,

um einen Priester zu bezahlen, und da er nicht einmal einen eigenen Namen hatte, unter dem del Borgo bezeichnet wurde. Er erwiderte Luigi auf seine Bitte, wenn er sich bei seiner Rückkehr auf dem Wege finden würde, so wollte er ihm Unterricht geben, da aber seine Lektion kurz wäre, so mußte er sie eifrig benützen. Das Kind willigte mit Freuden ein.

„Jeden Tag führte Luigi seine Herde auf die Weide an die Straße von Palestrina nach dem Borgo! jeden Tag um neun Uhr kam der Pfarrer vorüber; der Priester und das Kind setzten sich an den Rand eines Grabens, und der kleine Hirte nahm seine Lektion in dem Brevier des Pfarrers. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er lesen. Das war noch nicht Alles, er mußte nun auch schreiben lernen. Der Priester ließ durch einen Professor der Schreibekunst in Rom drei Alphabete machen: ein großes, ein mittleres und ein kleines, und zeigte ihm, wie er, diese Alphabete auf der Schiefertafel verfolgend, mit Hülfe einer eisernen Spitze schreiben lernen könnte.

„Am demselben Abend, als die Herde nach Hause getrieben war, lief der kleine Bampa zu dem Schlosser von Palestrina, nahm einen großen Nagel, schmiedete, hämmerte, rundete ihn und machte eine Art von antikem Stilet daraus. Am andern Morgen sammelte er einen Vorrath an Schiefer und ging an das Werk. Nach drei Monaten konnte er schreiben.

„Erstaunt über diesen Verstand, gerührt durch diese Anlagen schenkte ihm der Pfarrer mehrere Hefte Papier, ein Bündel Federn und ein Federmesser. Ein neues Studium mußte vorgenommen werden, doch ein Studium, das im Vergleich zu dem ersten nichts war. Nach acht Tagen handhabte er die Feder so gut als das Stilet. Der Pfarrer erzählte diese Anekdote dem Grafen San Felice; dieser wollte den kleinen Hirten sehen, ließ ihn in seiner Gegenwart lesen und schreiben, befahl seinem Verwalter, denselben mit seiner Dienerschaft spei-

fen zu lassen, und gab ihm zwei Piaster monatlich. Mit diesem Gelde kaufte Luigi Bücher und Bleistifte.

„Er wandte wirklich bei allen Gegenständen die ihm eigenthümliche Nachahmungsgabe an und zeichnete, wie der kleine Giotto, auf Schiefer seine Lämmer, die Bäume, die Häuser. Dann fing er an mit der Spitze seines Federmessers Holz zu schnitzen und ihm alle Arten von Formen zu geben. So hatte auch Pinelli, der volksthümliche Bildhauer, begonnen.

„Ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren, das heißt etwas jünger als Bampa, hütete ebenfalls seine Schafe auf einem Pachtgute in der Nähe von Palestrina; die Kleine war Waise, in Balmontone geboren, und hieß Teresa. Die zwei Kinder trafen sich, setzten sich neben einander, ließen ihre Herden sich vermischen, plauderten, lachten und spielten; am Abend trennte man die Schafe des Grafen San Felice von denen des Baron von Cervetri, und die Kinder verließen sich, um nach Hause zu kehren, unter dem gegenseitigen Versprechen, sich am nächsten Morgen wieder aufzusuchen. Am andern Tage hielten sie Wort, und so beständig in Gesellschaft heranwachsend, erreichte Bampa das zwölfte, die kleine Teresa das elfte Jahr.

„Ihre natürlichen Instinkte entwickelten sich indessen. Bei seinem feinen Geschmack für die Künste, welchen Luigi so weit getrieben hatte, als dies bei seiner Vereinzlung nur immer sein konnte, war er traurig aus Eigensinn, glühend in plötzlicher Aufwallung, jähzornig aus Laune, stets höhnisch. Keiner von den Knaben von Pampinara, Palestrina oder Balmontone vermochte je einen Einfluß auf ihn zu gewinnen oder sein Kamerad zu werden. Stets geneigt, zu verlangen, ohne sich je zu einem Nachgeben herbeilassen zu wollen, entfernte sein eigenwilliges Temperament jede freundschaftliche Bewegung, jede sympathische Kundgebung von ihm. Teresa allein beherrschte mit einem Worte, mit einem Blick, mit einer Geberde diesen festen Charakter, der sich unter der Hand

einer Frau bog, und unter dem jedes Mannes bis zum Brechen starr geworden wäre. Teresa war im Gegentheil lebhaft, munter, heiter, aber im Uebermaß gefallsüchtig; die zwei Piaster, welche der Intendant des Grafen San Felice Luigi gab, der Preis für alle geschnitzten Werke, die er an die Spielwaarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Ohrgehängen von Perlen, in Halsbändern von Glas, in goldenen Nesteln auf. Die zwei Kinder wuchsen fortwährend heran, brachten alle Tage miteinander zu, und überließen sich ohne Kampf den Instinkten ihrer unverdorbenen Natur; so sah sich Vampa in seinen Gesprächen, in seinen Wünschen, in seinen Träumen stets als Schiffskapitän, als General eines Heeres, als Gouverneur einer Provinz; Teresa wählte sich reich, in den schönsten Kleidern und von Livreebedienten gefolgt; nachdem sie den ganzen Tag damit zugebracht hatten; daß sie ihre Zukunft mit lachenden, tollen Arabesken stickten, trennten sie sich, um ihre Herden in ihre Ställe zurückzuführen.

„Eines Tags sagte der junge Hirte dem Intendanten des Grafen, er habe einen Wolf aus dem Sabinergebirge hervorkommen und um seine Herde herumzuschweifen sehen. Der Intendant gab ihm eine Flinte; dies wollte Vampa haben. Diese Flinte hatte zufällig einen vortrefflichen Lauf von Brescia und trug die Kugel wie eine englische Büchse; nur hatte der Graf, als er eines Tags einen verwundeten Fuchs todt schlug, den Schaft zerbrochen, und man hatte das Gewehr zum Ausschuß geworfen. Das war keine Schwierigkeit für einen Bildner wie Luigi. Er untersuchte den ursprünglichen Anschlag, berechnete, was daran zu ändern wäre, damit er sich für ihn eignete, und machte einen neuen Schaft mit so wunderbaren Zierrathen, daß er, wenn er in der Stadt nur das Holz allein hätte verkaufen wollen, sicherlich fünfzehn bis zwanzig Piaster daraus gelöst haben würde. Aber er hütete sich wohl, dies zu thun; eine Flinte war lange der Traum des jungen Menschen

gewesen. In allen Ländern, wo die Unabhängigkeit die Stelle der Freiheit einnimmt, ist das erste Bedürfniß jedes starken Herzens, jeder mächtigen Organisation eine Waffe, die zugleich den Angriff und die Vertheidigung sichert und denjenigen, welcher sie trägt, furchtbar und häufig gefürchtet macht. Von diesem Augenblick widmete Bampa jede Zeit, die ihm blieb, den Uebungen im Gebrauch seiner Flinte; er kaufte Pulver und Blei und Alles wurde ihm Zielpunkt: der Stamm eines traurigen, gebrechlichen, grauen Olivenbaums, wie er an den Abhängen des Sabinergebirges wächst; der Fuchs, wenn er am Abend aus seinem Bau herauskriecht, um seine nächtliche Jagd zu beginnen; der Adler, den er in der Luft schweben sah. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht überwand, die sie Anfangs, wenn sie den Knall hörte, empfunden hatte, und mit Vergnügen zusah, wie ihr Gefährte seine Kugel gerade auf den Punkt schöß, wo er sie haben wollte.

„Eines Tags kam ein Wolf verstohlener Weise aus einem Fichtenwalde hervor, in dessen Nähe die jungen Leute zu verweilen pflegten; der Wolf hatte nicht zehn Schritte in der Ebene gemacht, als er todt war. Stolz auf diesen schönen Schuß, lud ihn Bampa auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. Alle diese Umstände verliehen Luigi einen gewissen Ruf in der Gegend; der Mensch von hervorragenden Fähigkeiten erwirbt sich, wo er sich auch finden mag, eine Kundschaft von Bewunderern. Man sprach von dem jungen Hirten als von dem geschicktesten, stärksten, muthigsten Contadino auf zehn Meilen in der Runde, und obgleich Teresa in einem noch weiteren Umkreise für eines der hübschesten Mädchen des Sabinerlandes galt, wagte es doch Niemand, ihr ein Wort von Liebe zu sagen, denn man wußte, daß sie von Bampa geliebt wurde.

„Und doch hatten sich die jungen Leute nie gesagt, daß sie sich liebten, sie waren neben einander emporgewachsen wie zwei Bäume, welche ihre Wurzeln in der

Erde, ihre Zweige in der Luft, ihren Wohlgeruch im Himmel vermengen; nur war ihr Verlangen, sich zu sehen, ein gleiches; dieses Verlangen war ein Bedürfnis geworden, und sie begriffen eher den Tod, als eine Trennung auch nur auf einen Tag. Teresa zählte sechzehn, Bampa siebenzehn Jahre.

„Um diese Zeit fing man an, viel von einer Räuberbande zu sprechen, die sich in den Lepinerbergen bildete. Die Räuberei ist in der Nähe von Rom nie ernstlich ausgerottet worden. Es fehlt oft an Anführern, aber wenn sich ein Anführer zeigt, so fehlt es selten an einer Bande. In den Abruzzen umstellt, aus dem Königreiche Neapel, wo er einen wahren Krieg ausgehalten hatte, vertrieben, durchzog Cucumetto das Garigliano wie Manfred und flüchtete sich an das Ufer der Amasina zwischen Sonnino und Superno. Er war es, der sich mit der Bildung einer Bande beschäftigte und auf den Spuren von Decesaris und Gasparoni fortschritt, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehre junge Leute von Palestrina, Frascati und Bampinara verschwanden. Anfangs war man in Unruhe über sie, bald aber erfuhr man, daß sie sich mit der Bande von Cucumetto vereinigt hatten. Nach einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man erzählte sich von diesem Banditenanführer Züge von außerordentlicher Kühnheit und von empörender Rohheit.

„Eines Tages raubte er ein junges Mädchen: es war die Tochter des Feldmessers von Frosinone. Die Gesetze der Banditen sind bestimmt: ein junges Mädchen gehört zuerst demjenigen, welcher dasselbe raubt, dann ziehen die Andern das Loos, und die Unglückliche dient der ganzen Truppe zum Vergnügen, bis sie von der Bande verlassen wird oder stirbt. Sind die Eltern reich genug, um sie loszukaufen, so schickt man einen Boten ab, der um das Lösegeld unterhandelt; der Kopf des Gefangenen haftet für die Sicherheit des Abgesandten. Wird das Lösegeld verweigert, so ist der Gefan-

gene unwiderruflich verurtheilt. Das Mädchen hatte seinen Liebhaber in der Bande von Cucumetto: er hieß Carlini; als die Unglückliche den jungen Mann erkannte, streckte sie die Hände nach ihm aus; doch dem armen Carlini brach das Herz bei ihrem Anblick, denn er vermuthete das Schicksal, das seiner Geliebten harrte.

„Da er indessen der Liebling von Cucumetto war, mit welchem er seit drei Jahren alle Gefahren getheilt, dem er das Leben gerettet hatte, indem er mit einem Pistolenschuß einen Carabinier niederstreckte, welcher bereits den Säbel über seinem Haupte schwang, hoffte er, Cucumetto würde Mitleid mit ihm haben. Er nahm also den Anführer bei Seite, während das Mädchen an dem Stamme einer hohen Fichte sitzend, welche mitten in einer Lichtung des Waldes emporragte, sich einen Schleier aus dem malerischen Kopfspuze der römischen Bäuerinnen machte und sein Gesicht vor den lüsternden Blicken der Banditen verbarg. Hier erzählte er ihm Alles: seine Liebenschaft mit der Gefangenen, ihre Treuschwüre, und wie sie jede Nacht, seitdem die Banditen in der Gegend waren, in einer Ruine zusammenkamen.

„Gerade an diesem Abend hatte Cucumetto Carlini in ein benachbartes Dorf geschickt, wodurch ihre Zusammenkunft vereitelt wurde, und Cucumetto war, wie er sagte, zufällig an der Ruine vorübergekommen und hatte das Mädchen entführt.

„Carlini bat seinen Hauptmann, zu seinen Gunsten einen Ausnahme zu machen und Rita zu schonen, wobei er ihm bemerkte, der Vater wäre reich und würde ein gutes Lösegeld bezahlen. Cucumetto schien den Bitten seines Freundes nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu suchen, den man zu dem Vater von Rita nach Frosinone schicken könnte. Da trat Carlini ganz freudig zu seiner Geliebten, sagte ihr, sie wäre gerettet, und forderte sie auf, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, ihm mitzutheilen, was ihr begegnet, und ihm zu sagen, das Lösegeld wäre auf dreihundert Piaster

festgestellt. Man gab dem Vater eine Frist von zwölf Stunden, das heißt, bis zum andern Morgen um neun Uhr.

„Sobald der Brief geschrieben war, nahm ihn Carlini und lief in die Ebene, um einen Boten zu suchen. Er fand einen jungen Hirten, der seine Herde einsperchte. Die natürlichen Boten der Banditen sind die Hirten, welche zwischen der Stadt und dem Gebirge, zwischen der civilisirten und der rohen Welt leben. Der junge Hirte entfernte sich sogleich mit dem Versprechen, vor einer Stunde in Trofinone zu sein. Carlini kam ganz heiter zurück, um wieder mit seiner Geliebten zusammenzutreffen und ihr die frohe Kunde mitzutheilen. Er fand die Truppe auf der Lichtung, wo sie lustig die Mundvorräthe verzehrte, welche die Banditen wie einen Tribut von den Bauern erhoben; doch vergebens suchte er unter den fröhlichen Gästen Cucumetto und Rita. Er fragte, wo sie wären; die Banditen antworteten mit einem schallenden Gelächter. Ein kalter Schweiß lief Carlini über die Stirne, und er fühlte, wie ihn die Angst bei den Haaren faßte. Er erneuerte seine Frage. Einer von den Genossen füllte ein Glas mit Orvietto-Wein, reichte es ihm und sprach: „„Auf die Gesundheit des braven Cucumetto und der schönen Rita!““

„In diesem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören, und er errieth Alles: er nahm das Glas, zerschmetterte es auf dem Gesichte dessen, welcher es ihm reichte, und eilte in der Richtung des Schreies fort. Nachdem er hundert Schritte gelaufen war, fand er an einem Gebüsche Rita ohnmächtig in den Armen von Cucumetto. Als dieser Carlini erblickte, erhob er sich, in jeder Hand eine Pistole haltend. Die zwei Banditen schauten einander einen Augenblick an, der Eine das Lächeln der Unzucht auf den Lippen, der Andere die Blässe des Todes auf der Stirne. Es war, als sollte etwas Furchtbares zwischen diesen beiden Männern vorgehen, aber allmählig spannten sich die Züge von

Carlini ab, und seine Hand, die er an eine Pistole in seinem Gürtel gelegt hatte, fiel an der Seite nieder; Rita lag zwischen Beiden. Der Mond beleuchtete diese Scene.

„Nun!“ sagte Cucumetto, „hast Du Deinen Auftrag besorgt?“

„Ja, Kapitän,“ antwortete Carlini; „morgen vor neun Uhr wird der Vater von Rita mit dem Gelde hier sein.“

„Vortrefflich. Mittlerweile wollen wir die Nacht lustig zubringen. Das Mädchen ist reizend, und Du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Meister Carlini; da ich nicht eigennützig bin, so wollen wir auch zu den Kameraden zurückkehren und das Loos ziehen, wem sie nun gehören soll.“

„Ihr seid also entschlossen, sie dem gemeinschaftlichen Gesetze zu überantworten?“ fragte Carlini.

„Warum sollte man bei ihr eine Ausnahme machen?“

„Ich glaube auf meine Bitte . . .“

„Bist Du etwa mehr, als die Andern?“

„Das ist richtig.“

„Doch sei unbesorgt,“ versetzte Cucumetto lachend, „etwas früher, etwas später kommt die Reihe an Dich. (Die Zähne von Carlini preßten sich zum Zerspringen zusammen.) Nun vorwärts,“ sagte Cucumetto einen Schritte gegen die Genossen machend, „kommst Du?“

„Ich folge Euch.“

Cucumetto entfernte sich, jedoch ohne Carlini aus dem Gesichte zu verlieren, denn er befürchtete ohne Zweifel, er könnte von hinten auf ihn schießen; doch nichts deutete bei dem Banditen eine feindselige Absicht an. Er stand mit gekreuzten Armen bei der immer noch ohnmächtigen Rita. Einen Augenblick dachte Cucumetto, der junge Mann würde sie in seine Arme nehmen und mit ihr fliehen; es war ihm nun wenig mehr daran gelegen, er hatte von Rita, was er haben wollte; und

was das Geld betrifft, so waren dreihundert Piaster unter die Bande vertheilt eine so armselige Summe, daß er sich wenig darum bekümmerte. Er setzte daher seinen Weg nach der Lichtung fort, doch zu seinem großen Erstaunen kam Carlini beinahe mit ihm hier an. „„Das Loos gezogen! das Loos gezogen!““ riefen die Banditen, als sie ihren Anführer erblickten. Und die Augen aller dieser Menschen glänzten vor Rausch und Lüsterheit, während die Flamme des Herdes über ihre ganze Person einen röthlichen Schimmer ergoß, der ihnen Aehnlichkeit mit Dämonen verlieh.

„Was sie forderten, war gerecht; der Kapitän machte auch mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung. Man legte alle Namen, den von Carlini, wie die der Andern, in einen Hut, und der Jüngste der Bande zog ein Zettelchen aus der improvisirten Urne. Auf diesem Zettelchen stand der Name Diavolaccio. Es war derselbe, welchem Carlini, als er ihm die Gesundheit des Anführers vorschlug, das Glas auf dem Gesichte zerschmettert hatte. Aus einer breiten, vom Schläfe bis zum Munde klaffenden Wunde entströmte das Blut in Wellen. Als Diavolaccio sich so vom Glücke begünstigt sah, brach er in ein schallendes Gelächter aus. „„Kapitän,““ sagte er, „„Carlini wollte vorhin nicht auf Eure Gesundheit trinken, schlägt ihm nun vor, auf die meinige ein Glas zu leeren; er zeigt sich vielleicht gegen Euch nachgiebiger, als gegen mich.““

„Jeder erwartete einen Ausbruch von Seiten Carlini's; aber zum allgemeinen Erstaunen nahm er das Glas mit der einen Hand, einen Fiasco mit der andern, schenkte ein, rief mit vollkommen ruhiger Stimme: „„Auf Deine Gesundheit, Diavolaccio!““ und leerte das Glas, ohne daß seine Hand zitterte. Dann setzte er sich an das Feuer und sprach:

„„Meinen Antheil am Abendbrod; der Gang hat mir Appetit gemacht.““

„„Es lebe Carlini!““ riefen die Räuber.

„„So ist es gut! das heißt die Dinge als gute Kameraden behandeln.““

„Und sie bildeten wieder einen Kreis um den Herd, während Diavolaccio sich entfernte.

„Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.“

„Die Banditen schauten ihn voll Erstaunen an, denn sie begriffen diese Unempfindlichkeit nicht, als sie hinter sich den Boden unter einem schweren Tritte erdröhnen hörten. Sie wandten sich um und erblickten Diavolaccio Rita in seinen Armen haltend; ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre langen Haaren hingen bis zur Erde herab. Als Diavolaccio mehr in den Kreis des vom Herde aus sich verbreitenden Lichtes trat, gewahrte man die Blässe des Mädchens und die des Banditen. Diese Erscheinung hatte etwas so Seltsames, so Feierliches, daß Alle aufstanden, mit Ausnahme von Carlini; dieser blieb sitzen und fuhr fort zu trinken und zu essen, als ob nichts um ihn her vorginge. Diavolaccio näherte sich unter dem tiefsten Stillschweigen immer mehr der Gruppe und legte Rita zu den Füßen des Kapitäns nieder.

„Da vermochte Jedermann die Ursache der Blässe des Mädchens und des Banditen zu erkennen; unter der linken Brust von Rita stak ein Messer bis an das Hest eingebohrt.“

„Aller Augen richteten sich auf Carlini; die Scheide hing leer an seinem Gürtel.

„„Ah! ah!““ rief Cucumetto, „„ich begreife nun, warum Carlini zurückgeblieben ist.““

„Jede rohe Natur ist im Stande, eine kräftige Handlung zu würdigen; obgleich vielleicht keiner von den Banditen vollführt hätte, was Carlini vollführte, so begriffen sie doch, was er gethan.

„„Nun,““ sagte Carlini, ebenfalls aufstehend und dem Leichname sich nähernd, während er die Hand an den Kolben einer Pistole legte, „„ist vielleicht noch ir-

gend Einer hier, der mir diese Frau streitig machen will?"

„„Nein,““ erwiderte der Anführer, „„sie gehört Dir.““

„Carlini nahm sie nun in seine Arme und trug sie aus dem von der Flamme des Herdes erzeugten Lichtkreise.

„Cucumetto stellte wie gewöhnlich seine Wachen aus, und die Banditen legten sich in ihre Mäntel gehüllt um das Feuer nieder. Um Mitternacht ließ eine Wache ein Warnungszeichen ertönen; in einem Augenblick waren der Kapitän und seine Gefährten auf den Beinen. Es war der Vater von Rita, welcher selbst mit dem Lösegeld für seine Tochter ankam.

„„Hier,““ sagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Sack mit Geld reichte, „„hier sind dreihundert Pistolen, gib mir meine Tochter zurück.““

„Doch statt das Geld zu nehmen, bedeutete ihm der Anführer der Banditen durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

„Der Greis gehorchte; Beide entfernten sich unter den Bäumen, durch deren Zweige die Strahlen des Mondes drangen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus, zeigte dem Greis zwei am Fuße eines Baumes gruppirte Personen und sprach:

„„Verlange Deine Tochter von Carlini, er wird Dir Rechenschaft über sie geben.““

„Und er wandte sich gegen seine Gefährten um.

„Der Greis blieb unbeweglich, die Augen starr. Er fühlte, daß irgend ein unbekanntes, ungeheures, unerhörtes Unglück über seinem Haupte schwebte. Endlich machte er einige Schritte zu der ungestalten Gruppe, die er sich nicht verdeutlichen konnte. Bei dem Geräusch, das er veranlaßte, hob Carlini den Kopf, und die Formen der zwei Personen fingen an deutlicher in den Augen des Greises zu erscheinen. Eine Frau lag auf der Erde, das Haupt auf den Schooß eines sitzen-

den Mannes gelegt, der sich über sie beugte; indem er sich erhob, entblößte dieser Mann das Anliß der Frau, welche er an sich gedrückt hielt. Der Greis erkannte seine Tochter und Carlini erkannte den Greis.

„Ich erwartete Dich!“ sprach der Bandit zu dem Vater von Rita,

„Glender!“ rief der Greis, „was hast Du gethan?“

„Und er schaute voll Schrecken Rita an, welche bleich, unbeweglich, ein blutiges Messer in der Brust da lag. Ein Mondstrahl fiel auf sie und beleuchtete sie mit seinem bläulichen Schimmer.“

„Cucumetto hatte Deine Tochter geschändet,“ sagte der Bandit, „und da ich sie liebte, mußte ich sie tödten, denn nach ihm hätte sie der ganzen Bande zum Spielzeug gedient.“

„Der Greis sprach kein Wort, er wurde nur bleich wie ein Gespenst.“

„Räche sie nun, wenn ich Unrecht gehabt habe,“ fügte Carlini bei.

„Und er riß das Messer aus dem Busen des Mädchens und reichte es dem Greise mit der einen Hand, während er mit der andern seine Weste auf die Seite schob und ihm seine nackte Brust darbot.“

„Du hast wohl gethan,“ sprach der Greis mit dumpfer Stimme, „umarme mich, mein Sohn.“

„Carlini warf sich schluchzend in die Arme des Vaters seiner Geliebten. Es waren die ersten Thränen, welche dieser Blutmensch vergoß.“

„Nun hilf mir meine Tochter begraben,“ sagte der Greis zu Carlini.

„Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und der Geliebte fingen an, die Erde am Fuße einer Eiche auszugraben, deren Zweige die letzte Ruhestätte des Mädchens bedecken sollten. Als das Grab gegraben war, küßte zuerst der Vater und hierauf der Geliebte die Todte; dann nahm sie der Eine bei den Füßen, der

Anderer bei den Schultern, und so legten sie Rita in den ausgehöhlten Raum. Dann knieten sie auf beiden Seiten nieder und sprachen Todtengebete. Als sie ihre Andacht beendigt hatten, warfen sie die Erde wieder auf den Leichnam, bis das Grab gefüllt war. Und der Greis reichte Carlini die Hand und sprach:

„Ich danke Dir, mein Sohn, laß mich nun allein.“

„Doch wenn . . .“ entgegnete dieser.

„Laß mich, ich befehle es Dir.“

Carlini gehorchte, kehrte zu seinen Kameraden zurück, hüllte sich in seinen Mantel und schien bald in einen ebenso tiefen Schlaf versunken zu sein, wie seine Kameraden. Man hatte am Tage vorher beschlossen, das Lager zu verändern. Eine Stunde vor Tag weckte Cucumetto seine Leute, und es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben; aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vater von Rita geworden wäre. Er wandte sich nach der Stelle, wo er den Greis gelassen hatte, und fand denselben an einem von den Zweigen der Eiche aufgehängt, welche das Grab seiner Tochter beschattete. Er that nun auf den Leichnam des Einen und auf das Grab der Andern den Schwur, Beide zu rächen; doch er konnte diesen Schwur nicht halten, denn zwei Tage nachher wurde Carlini in einem Kampfe mit römischen Carabinieren getödtet. Man wunderte sich nur, daß er, dem Feinde das Gesicht bietend, eine Kugel zwischen die Schultern bekommen hatte. Das Erstaunen hörte aber auf, als einer von den Banditen gegen seine Kameraden bemerkte, Cucumetto sei zehn Schritte hinter Carlini gestanden, da dieser gefallen.

„Am Morgen des Aufbruchs aus dem Walde von Froñone war er Carlini gefolgt, hatte dessen Schwur gehört und kam ihm sodann als vorsichtiger Mann zuvor. Man erzählt sich von diesem Räuberhauptmann noch zehn andere nicht minder seltsame Geschichten, und

es zitterte auch Jedermann von Fondi bis Perugia, wenn man nur den Namen von Cucumetto nannte.

„Diese Geschichten waren oft der Gegenstand der Unterhaltung von Luigi und Teresa. Das Mädchen bebte bei allen solchen Erzählungen: aber Bampa beruhigte sie mit einem Lächeln und schlug an seine Flinte, welche ihre Kugel so schön trug; war sie dann noch nicht völlig beruhigt, so zeigte er ihr auf hundert Schritte einen Raben, der auf einem dürren Aste saß, schlug an, drückte los, und das Thier fiel wohigetrossen an den Fuß des Baumes nieder. Mittlerweile verlief die Zeit; die jungen Leute hatten beschlossen, sich zu heirathen, wenn Bampa zwanzig und Teresa neunzehn Jahre alt wäre. Sie waren Beide Waisen und hatten nur ihre Herren um Erlaubniß zu bitten: sie baten darum und erhielten auch die Einwilligung.

„Als sie eines Tags von ihren Plänen für die Zukunft sprachen, vernahmen sie ein paar Schüsse; dann trat plötzlich ein Mann aus dem Gehölze hervor, bei welchem die jungen Leute ihre Heerden zu weiden pflegten, lief auf sie und rief, sobald er gehört zu werden glaubte:

„„Ich werde verfolgt; könnt Ihr mich verbergen?““

„Die jungen Leute erkannten sogleich, daß der Flüchtige ein Bandit sein mußte; doch zwischen dem römischen Bauern und dem römischen Banditen herrscht eine angeborene Sympathie, weshalb der erste immer bereit ist, dem zweiten Dienste zu leisten. Bampa lief, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Steine, der den Eingang der Grotte verstopfte, entblößte diesen Eingang, indem er den Stein an sich zog, hieß den Flüchtling durch ein Zeichen in dieses Jedermann unbekanntes Asyl schlüpfen, stieß den Stein wieder an seine vorige Stelle, kehrte zu Teresa zurück und setzte sich neben sie.

„Beinahe in demselben Augenblick erschienen vier Carabiniere zu Pferd am Saume des Waldes: drei waren offenbar in Verfolgung des Flüchtigen begriffen,

der vierte schleppte einen Gefangenen Banditen an der Gurgel. Die drei Carabiniere durchforschten die Gegend mit einem Blicke, gewahrten die zwei jungen Leute, sprengten im Galopp auf sie zu und befragten dieselben. Sie hatten nichts gesehen.

„Das ist ärgerlich,“ sagte der Brigadier; „denn derjenige, welchen wir suchen, ist der Anführer.“

„Cucumetto?“ riefen unwillkürlich Teresa und Luigi.

„Ja,“ antwortete der Brigadier, „und da ein Preis von tausend Thalern auf seinen Kopf gesetzt ist, so wären fünfhundert Euch zugekommen, wenn Ihr mir ihn beifahren geholfen hättet.“

„Die jungen Leute wechselten einen Blick. Der Brigadier hatte eine Minute lang Hoffnung. Fünfhundert römische Thaler machen dreitausend Franken, und dreitausend Franken sind ein Vermögen für arme Waisen, welche sich heirathen wollen.“

„Ja, das ist ärgerlich,“ erwiederte Bampa, „doch wir haben ihn nicht gesehen.“ Die Carabiniere durchstreiften nun die Gegend in verschiedenen Richtungen, aber vergebens; dann verschwanden sie allmählig. Bampa zog den Stein zurück, und Cucumetto trat hervor.

„Er hatte in dem Lichte, welches das Granitthor ließ, die jungen Leute mit den Carabinieren sprechen sehen, den Gegenstand ihres Gespräches vermuthet und auf dem Antlitz von Luigi und Teresa den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Der Bandit zog aus seiner Tasche eine Börse voll Gold und bot sie ihnen an. Aber Bampa hob stolz das Haupt empor, während Teresa's Augen bei dem Gedanken an alles Das glänzten, was sie sich um dieses Gold an reichen Juwelen und schönen Kleidern kaufen könnte.“

„Cucumetto war ein sehr gewandter Satan, nur hatte er die Gestalt eines Banditen, statt der einer Schlange angenommen. Er erhaschte diesen Blick, er-

kannte in Teresa eine würdige Tochter Eva's, und kehrte in den Wald zurück, wobei er sich wiederholt unter dem Vorwande, seine Befreier zu grüßen, umdrehte. Es vergingen mehre Tage, ohne daß man Cucumetto wieder sah, ohne daß man von ihm sprechen hörte. Der Carneval nahte heran, und der Graf von San Felice kündigte einen Ball an, wozu die ganze elegante Welt von Rom eingeladen war. Teresa hatte große Lust diesen Ball zu sehen. Luigi bat seinen Beschützer, den Intendanten, um Erlaubniß für sie und für sich, verborgen unter den Dienern des Hauses dem Feste beiwohnen zu dürfen, und dies ward ihm auch zugestanden.

„Dieser Ball wurde von dem Grafen hauptsächlich gegeben, um seiner Tochter Carmela, die er anbetete, ein Vergnügen zu machen. Carmela war gerade von dem Alter und dem Buchse von Teresa, und Teresa war wenigstens ebenso schön als Carmela. Am Abend des Balles wählte Teresa ihre schönste Toilette, ihre reichsten Nadeln, ihren glänzendsten Glasschmuck. Sie hatte die Tracht der Frauen von Frascati, Luigi die so malerische Kleidung der römischen Bauern an Festtagen. Beide mischten sich, wie man es ihnen erlaubt hatte, unter die Diener und Bauern.

„Das Fest war prachtvoll. Nicht nur die Villa war glänzend beleuchtet, sondern es hingen auch Tausende von farbigen Lampen an den Bäumen im Garten. Bald strömte auch der Ballast auf die Terrassen über und von den Terrassen wogte es in die Alleen. An jedem Kreuzweg gab es ein Orchester, Trinktische und Erfrischungen aller Art; die Spaziergänger blieben stehen, es bildeten sich Quadrillen und man tanzte, wo man zu tanzen Lust bekam. Carmela war wie die Frauen von Sonnino gekleidet; sie trug eine mit Perlen gestickte Mütze, die Nadeln in ihren Haaren waren von Gold und Diamanten, ihr Gürtel war von türkischer Seide mit großen brodirten Blumen, ihr Oberrock und ihr Unterrock waren von Kaschmir, ihre Schürze

von indischer Mouffeline, die Knöpfe ihres Mieders bestanden aus Edelsteinen. Zwei andere Gefährtinnen von ihr hatten die eine die Tracht der Frauen von Nettuno, die andere die der Frauen der Riccia.

„Vier junge Männer von den edelsten und reichsten Familien von Rom begleiteten sie mit der italienischen Freiheit, welche in keinem andern Lande der Welt ihres Gleichen hat; sie waren als Bauern von Albano, Belletri, Civita Castellane und Sora gekleidet. Es versteht sich, daß diese Trachten der Bauern, wie die der Bäuerinnen, von Gold und Edelsteinen glänzten.

„Carmela kam der Gedanke, eine gleichförmige Quadrille zu bilden; es fehlte nur noch an einer weiblichen Theilnehmerin. Carmela schaute umher, keine von den Eingeladenen hatte eine der ihrigen und der ihrer Gefährtinnen entsprechende Tracht. Da zeigte ihr der Graf von San Felice mitten unter den Bäuerinnen Teresa, welche sich auf den Arm von Luigi stützte.

„„Erlauben Sie mir, mein Vater?““ sagte Carmela.

„„Allerdings,““ erwiderte der Graf; „„sind wir nicht im Carneval?““ Carmela neigte sich an das Ohr eines jungen Mannes, der sie plaudernd begleitete, und sagte ihm leise ein paar Worte, wobei sie ihm mit dem Finger Teresa bezeichnete. Der junge Mann folgte mit den Augen der Richtung der schönen Hand, welche ihm als Führerin diente, machte eine Geberde des Gehorsams und lud Teresa ein, an der von der Tochter des Grafen geleiteten Quadrille Theil zu nehmen.

„Teresa fühlte es wie eine Flamme über ihr Gesicht hinziehen. Sie befragte Luigi mit dem Blicke, es war nicht möglich zu widerstreben: Luigi ließ langsam den Arm von Teresa los, den er in dem seinigen hielt, und Teresa entfernte sich, geführt von ihrem zierlichen Cavalier, und nahm zitternd ihren Platz in der aristokratischen Quadrille. Die pünktliche, strenge Tracht von Teresa hätte allerdings in den Augen eines Künstlers

einen ganz andern Charakter gehabt, als die von Carmela und ihren Gefährtinnen; aber Teresa war ein eitles, gefallsüchtiges Mädchen, die Stickereien der Mouffeline, die Palmen des Gürtels, der Glanz des Kaschemirs blendeten sie, die Reflexe der Diamanten und Saphire machten sie toll. Luigi fühlte seiner Seite ein unbekanntes Etwas in sich entstehen, es war Anfangs wie ein dumpfer Schmerz, der ihm das Herz durchzuckte, von da bebend durch seine Adern lief und sich seines ganzen Leibes bemächtigte. Er verfolgte mit den Augen die geringsten Bewegungen von Teresa und ihrem Cavalier. Wenn ihre Hände sich berührten, erfaßte ihn eine Art von Blendung, seine Pulsadern schlugen mit aller Gewalt, und es war, als vibrirte der Klang einer Glocke an seinen Ohren. Zwar hörte Teresa, wenn sie miteinander sprachen, nur schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen, aber Luigi, der in den glühenden Blicken des schönen jungen Mannes las, daß seine Reden Lobeserhebungen waren, kam es dennoch vor, als drehte sich die Erde unter ihm, und als flüsterten ihm alle Stimmen der Hölle Mordgedanken zu. Dann klammerte er sich, aus Furcht, sich von seinem Wahnsinn hinreißen zu lassen, mit einer Hand an der Hagebuche an, bei welcher er stand, und faßte mit der andern mit einer krampfhaften Bewegung den Dolch, der in seinem Gürtel steck, und zog ihn, ohne es gewahr zu werden, zuweilen beinahe ganz aus der Scheide.

„Luigi war eifersüchtig, er fühlte, daß Teresa, durch ihre gefallsüchtige, stolze Natur fortgerissen, ihm entgehen konnte. Anfangs schüchtern und beinahe erschrocken, hatte sich die junge Bäuerin bald gefaßt. Teresa war, wie gesagt, schön. Das ist noch nicht Alles, Teresa war anmuthig, sie besaß jene rohe Anmuth, welche noch viel mächtiger ist, als unsere gezierte, geheuchelte Anmuth. Ihr wurden gleichsam die Ehren der Quadrille zu Theil, und wenn sie die Tochter des Grafen von San Felice beneidete, so wagen wir nicht zu be-

hauften, ob Carmela nicht eifersüchtig auf Teresa war. Ihr schöner Cavalier führte sie auch mit vielen Artigkeiten an den Platz, wo er sie geholt hatte, und wo Luigi ihrer harrete. Wiederholt hatte Teresa während des Contretanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedes Mal hatte sie ihn bleich gesehen, jedes Mal waren ihr seine verstörten Züge aufgefallen. Einmal sogar hatte die Klinge seines halb aus der Scheide gezogenen Dolches ihre Augen wie ein Unheil weissagender Blitz geblendet. So faßte sie beinahe zitternd wieder den Arm ihres Geliebten. Die Quadrille hatte den schönsten Erfolg gehabt, und es war offenbar davon die Rede, eine zweite Ausgabe zu unternehmen. Carmela allein widersetzte sich, aber der Graf von San Felice bat seine Tochter so liebevoll, daß sie endlich einwilligte.

„Sogleich eilte einer der Cavaliere fort, um Teresa einzuladen, ohne welche der Contretanz unmöglich stattfinden konnte; doch das Mädchen war verschwunden. Luigi fühlte in der That nicht die Kraft in sich, noch eine zweite Prüfung auszuhalten, und er zog, halb durch Ueberredung, halb mit Gewalt, Teresa nach einem andern Theile des Gartens. Teresa folgte sehr wider ihren Willen; aber sie sah an dem verstörten Gesichte des jungen Mannes, sie erkannte an seinem von Nervenzuckungen unterbrochenen Stillschweigen, daß etwas Seltsames in ihm vorging. Sie selbst war nicht frei von einer inneren Bewegung, und ohne daß sie etwas Böses gethan hatte, fühlte sie, daß Luigi berechtigt war, ihr Vorwürfe zu machen: worüber? sie wußte es nicht, sie sah aber darum nicht minder ein, daß sie seine Vorwürfe verdient hatte. Doch zum großen Erstaunen von Teresa blieb Luigi stumm, und kein Wort öffnete seine Lippen während des ganzen übrigen Abends. Als aber die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten vertrieb und sich die Thüren der Villa für ein inneres Fest vor ihnen schlossen, führte er sie zurück

und sagte zu ihr, da sie eben in ihre Wohnung zu treten im Begriffe war:

„„Teresa, woran dachtest Du, als Du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?““

„„Ich dachte,““ antwortete das Mädchen mit der ganzen Freimüthigkeit seiner Seele, „„ich dachte, ich würde die Hälfte meines Lebens für eine Kleidung geben, wie sie die Gräfin trug.““

„„Und was sagte Dir Dein Cavalier?““

„„Er sagte mir, es hänge nur von mir ab, eine solche zu haben, und es kostete mich dies nur ein Wort.““

„„Er hatte Recht,““ sprach Luigi. „„Wünschest Du eine solche Tracht so glühend, als Du sagst?““

„„Ja.““

„„Wohl, Du sollst sie haben.““

„Erstaunt schaute Teresa empor, um ihn zu befragen, aber sein Gesicht war so düster und furchtbar, daß sich das Wort auf ihren Lippen in Eis verwandelte. Ueberdies entfernte sich Luigi sogleich. Teresa folgte ihm in der Dunkelheit mit den Augen, so lange sie ihn sehen konnte. Als er verschwunden war, trat sie in ihre Wohnung.

„In derselben Nacht ereignete sich ein großes Unglück, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, der die Lichter auszulöschen vergaß: das Feuer brach unmittelbar neben den Gemächern der schönen Carmela aus. Mitten in der Nacht durch den Schein der Flammen aufgeweckt, sprang sie aus dem Bette, hüllte sich in ihr Nachtkleid und suchte zu entfliehen; aber die Hausflur, durch welche sie gehen mußte, war schon vom Feuer ergriffen. Da kehrte sie in ihr Zimmer zurück und rief aus Leibeskräften um Hülfe, als plötzlich ihr zwanzig Fuß über dem Boden liegendes Fenster sich öffnete, ein junger Bauer in das Gemach stürzte, sie in seine Arme nahm und mit übermenschlicher Kraft und Gewandtheit auf den Rasen vor der Villa schleppte, wo sie ohnmächtig niedersank. Als sie

wieder zu sich kam, war ihr Vater bei ihr. Alle Diener umgaben sie, um ihr Hülfe zu leisten. Ein ganzer Flügel der Villa war abgebrannt, doch was lag daran, Carmela war unverfehrt. Man suchte überall ihren Retter, aber der Retter fand sich nirgends; man fragte bei Jedermann, doch Niemand hatte ihn gesehen. Carmela war so sehr von der Angst ergriffen gewesen, daß sie ihn nicht erkannt hatte. Da der Graf übrigens ungeheuer reich war, so erschien, abgesehen von der Gefahr, welche Carmela gelaufen war, eine Gefahr, die ihm durch die wunderbare Art und Weise, wie sie derselben entging, mehr als eine neue Günst der Vorsehung, denn als ein wirkliches Unglück vorkam, der durch die Flammen verursachte Verlust nur als etwas sehr Geringfügiges.

„Am andern Tage fanden sich die jungen Leute zur gewöhnlichen Stunde am Saume des Waldes ein. Luigi war zuerst gekommen. Er ging dem Mädchen mit großer Heiterkeit entgegen und schien die Scene vom vorhergehenden Abend völlig vergessen zu haben. Teresa war sichtbar nachdenkend, als sie aber Luigi so gestimmt sah, heuchelte sie eine lachende Sorglosigkeit, was den Grund ihres Charakters bildete, wenn ihr Wesen nicht durch irgend eine Leidenschaft gestört wurde. Luigi nahm Teresa beim Arm und führte sie zum Eingang der Grotte. Hier blieb er stehen. Das Mädchen begriff, daß etwas Außerordentliches vorging, und schaute ihn fest an.

„Teresa,“ sprach Luigi, „gestern hast Du mir gesagt, Du würdest Alles in der Welt geben, um eine Kleidung wie die der Tochter des Grafen zu besitzen?“

„Allerdings,“ erwiederte Teresa erstaunt, „aber ich war toll, daß ich einen solchen Wunsch hegte.“

„Und ich antwortete Dir: Gut, Du sollst sie haben.“

„Ja,“ versetzte das junge Mädchen, dessen Erstaunen bei jedem Worte von Luigi zunahm, „doch Du

antwortetest ohne Zweifel so, um mir ein Vergnügen zu machen.““

„„Ich habe Dir nie etwas versprochen, Teresa, ohne es Dir zu geben,““ antwortete stolz Luigi: „„gehe in die Grotte und kleide Dich an.““

„Bei diesen Worten zog er den Stein heraus und zeigte Teresa die Grotte, welche von zwei Kerzen beleuchtet war, die auf den beiden Seiten eines prachtvollen Spiegels standen; auf dem von Luigi gefertigten rohen Tische waren die Diamantnadeln und das Perlenhalsband ausgebreitet; auf einem Stuhle daneben lag die übrige Kleidung. Teresa stieß einen Freudenschrei aus und stürzte, ohne zu fragen, woher diese werthvollen Dinge kämen, ohne sich Zeit zu lassen, Luigi zu danken, in die in ein Toilettecabinet verwandelte Grotte. Luigi drückte den Stein wieder hinter ihr hinein, denn er erblickte auf der Höhe eines kleinen Hügels, der ihm da, wo er stand, die Aussicht nach Palestrina benahm, einen Reisenden zu Pferd, welcher, mit der den Fernen südlicher Länder eigenthümlichen Schärfe sich vom Azur des Himmels abhebend, einen Augenblick anhielt, als wäre er des Weges unsicher.

„Als der Reisende Luigi erblickte, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt auf ihn zu. Luigi hatte sich nicht getäuscht, der Reisende, welcher von Palestrina nach Tivoli ritt, war im Zweifel über seinen Weg. Der junge Mann deutete ihm denselben an. Da sich aber die Straße eine Viertelmeile von da in drei Pfade theilte und der Reisende, an diesen drei Pfaden angelangt, sich abermals verirren konnte, so bat er Luigi, ihm als Führer zu dienen. Luigi machte seinen Mantel los und legte ihn auf den Boden, warf seine Flinte auf die Schulter und marschirte, so von aller schwerfälligen Kleidung befreit, dem Reisenden mit dem raschen Schritte eines Bergbewohners voran, dem ein Pferd zu folgen Mühe hat.

„Nach zehn Minuten waren Luigi und der Reisende

an dem von dem jungen Hirten bezeichneten Kreuzweg. Hier streckte er mit einer Geberde, so majestätisch wie die eines Kaisers, die Hand nach demjenigen von den drei Wegen, aus welchen der Reisende folgen sollte.

„„Hier ist Ihr Weg, Excellenz,““ sagte er, „„Sie können nun nicht mehr fehlen.““

„„Und hier ist Deine Belohnung,““ sprach der Reisende und bot dem jungen Hirten einige Stücke kleine Münze.

„„Ich danke,““ versetzte Luigi, seine Hand zurückziehend, „„ich leiste Dienste, ich verkaufe sie nicht.““

„„Wohl,““ entgegnete der Reisende, der indessen an diese Verschiedenheit zwischen dem knechtischen Benehmen der Menschen aus den Städten und dem Stolze eines Landmanns gewöhnt zu sein schien, „wenn Du eine Belohnung ausschlägst, so nimmst Du wenigstens ein Geschenk an.““

„„Oh! ja, das ist etwas Anderes.““

„„So nimm diese zwei venetianischen Zechinen und gib sie Deiner Braut, die sich ein Paar Ohringe dafür kaufen soll.““

„„Und Sie, nehmen Sie diesen Dolch,““ sprach der junge Hirte, „„Sie finden von Albano bis Civita Castellana keinen, dessen Griff besser geschmitten wäre.““

„„Ich nehme ihn an,““ sprach der Reisende; „„aber dann bin ich Dir verpflichtet, denn dieser Dolch ist mehr als zwei Zechinen werth.““

„„Für einen Kaufmann vielleicht, doch für mich, der ich ihn selbst geschmitten habe, ist er höchstens zwei Piafter werth.““

„„Wie heißest Du?““ fragte der Reisende.

„„Luigi Bampa,““ antwortete der Hirte mit derselben Miene, als hätte er geantwortet: Alexander, König von Macedonien.““

„„Und Sie?““

„„Ich? ich heiße Simbad der Seefahrer.““

Franz d'Epinau stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Simbad der Seefahrer!“ wiederholte er.

„Ja,“ fuhr der Erzähler fort, „dies ist der Name, den der Reisende Bampa als den seinigen angab.“

„Was haben Sie gegen diesen Namen einzuwenden?“ fragte Albert, „es ist ein sehr schöner Name, und die Abenteuer des Patrons dieses Herrn haben mich in meiner Jugend ungemein belustigt.“

Franz antwortete seinem Freund nicht. Der Name Simbad der Seefahrer hatte bei ihm eine ganze Welt von Erinnerungen erweckt, wie dies am Tage vorher bei dem des Grafen von Monte Christo der Fall gewesen war.

„Fahren Sie fort,“ sagte er.

„Bampa steckte verächtlich die zwei Bechinen in die Tasche und schlug langsam den Weg wieder ein, auf dem er gekommen war. Auf zwei bis drei hundert Schritte zur Grotte gelangt, glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb stehen und horchte, von welcher Seite der Lärmen käme. Nach Verlauf einer Sekunde hörte er seinen Namen deutlich aussprechen; der Ruf kam von der Grotte.“

„Er sprang wie eine Gemse, spannte den Hahn seiner Flinte im Laufe, und gelangte in weniger als einer Minute auf die Spitze des kleinen Hügels dem gegenüber, wo er den Reisenden erblickt hatte. Hier hörte er das Geschrei: „Zu Hülfe!“ noch viel deutlicher. Er schaute auf dem Raume umher, den er mit seinen Blicken beherrschte: ein Mann schleppte Teresa fort, wie der Centaur Nessus die Deianira. Dieser Mann, welcher sich nach dem Gehölze wandte, hatte schon drei Viertel des Weges von der Grotte nach dem Walde zurückgelegt. Bampa maß den Zwischenraum: der Unbekannte war wenigstens zwei hundert Schritte vor ihm voraus, und er hatte keine Hoffnung, ihn einzuholen, ehe er das Gehölze erreicht haben würde. Der junge Hirte blieb stille stehen, als hätten seine Füße

Wurzel gefaßt. Er stützte den Schaft seiner Flinte an seine Schulter, hob sachte das Rohr in der Richtung des Räubers, folgte ihm einen Augenblick in seinem Laufe und gab Feuer.

„Der Räuber hielt an; seine Kniee bogen sich, und er fiel, Teresa mit sich zur Erde ziehend. Teresa erhob sich sogleich wieder; aber der Flüchtige blieb, sich im Todeskampfe zerarbeitend, am Boden liegen. Bampa eilte auf Teresa zu, denn zehn Schritte von dem Sterbenden hatten ihr die Füße ebenfalls den Dienst versagt, sie war auf die Kniee gesunken, und den jungen Mann hatte die furchtbare Angst erfaßt, die Kugel, welche seinen Feind niedergeschmettert, könnte zu gleicher Zeit seine Braut verwundet haben. Glücklicher Weise war dem nicht so; der Schrecken allein hatte die Kräfte von Teresa gelähmt. Als Luigi sich überzeugt, daß sie unverfehrt war, wandte er sich gegen den Verwundeten um; die Fäuste geballt, den Mund von Schmerz zusammengezogen, war er so eben verschieden; seine Augen waren jedoch offen und drohend geblieben.

„Bampa näherte sich dem Leichnam und erkannte Cucumetto. Der Bandit hatte sich an dem Morgen, wo ihn die jungen Leute retteten, in Teresa verliebt und geschworen, das Mädchen sollte ihm gehören. Seit jenem Morgen spähte er nach ihr, und im Augenblick, wo Luigi Teresa allein ließ, um dem Reisenden den Weg zu zeigen, packte er sie und betrachtete sie bereits als seine Beute, als die Kugel von Bampa, geleitet durch das unfehlbare Auge des jungen Hirten, ihm das Herz durchdrang. Bampa schaute ihn an, ohne daß die geringste Bewegung auf seinem Gesichte hervortrat, während im Gegentheil Teresa, noch ganz zitternd, sich dem todten Banditen nur mit kleinen Schritten zu nähern wagte, und zögernd über die Schulter ihres Geliebten einen Blick auf den Leichnam warf. Nach ein paar Sekunden wandte sich Bampa zu dem Mädchen um und rief:

„„Ah! ah! das ist gut, Du bist angekleidet; nun muß ich mich ebenfalls puzen.““ Teresa erschien in der That vom Kopf bis zu den Füßen in der Tracht der Tochter des Grafen von San Felice. Bampa nahm den Leichnam von Cucumetto in seine Arme und trug ihn in die Grotte, während Teresa ihrer Seits außen blieb.

„Wäre ein zweiter Reisender vorübergegangen, er hätte etwas Seltsames gesehen: eine Schäferin, welche ihre Lämmer mit einem Kaschemirkleide, mit Ohrenringen und Halsband von Perlen, mit Diamantnadeln und Knöpfen von Saphiren, Smaragden und Rubinen hütete. Ohne Zweifel würde er sich in die Zeit von Florian versetzt geglaubt und bei seiner Rückkehr nach Paris versichert haben, er hätte die Schäferin der Alpen am Fuße des Sabinergebirges sitzen sehen.

„Nach einer Viertelstunde kam Bampa ebenfalls aus der Grotte heraus. Seine Tracht war in ihrer Art nicht minder zierlich, als die von Teresa. Er hatte ein Wamms von granatfarbigem Sammet mit eisilirten goldenen Knöpfen, eine mit Stickereien bedeckte seidene Weste, eine um den Hals geknüpft römische Schärpe, eine mit Gold und roth und grüner Seide gesteppte Patronentasche, Hosen von himmelblauem Sammet, welche über dem Knie mit Diamantschnallen befestigt waren, buntscheckig mit tausend Arabesken verzierte Gamaschen von Damhirschleder und einen Hut, woran Bänder von allen Farben flatterten; zwei Uhren hingen an seinem Gürtel und ein prachtvoller Dolch stak in seinem Patronenleder.

„Teresa stieß einen Schrei aus; Bampa glich unter diesem Gewande einem Bilde von Leopold Robert oder Schnez. Er hatte die ganze Kleidung von Cucumetto angelegt. Der junge Mann bemerkte die Wirkung, die er auf seine Braut hervorbrachte, und ein Lächeln des Stolzes umspielte seinen Mund.

„„Bist Du nun bereit, mein Schicksal zu theilen, wie es auch sein mag?““ sagte er zu Teresa.

„„Oh ja!““ rief das Mädchen voll Begeisterung.

„„Mir zu folgen, wohin ich gehen werde?““

„„Bis an das Ende der Welt.““

„„So nimm meinen Arm und vorwärts, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.““

„Teresa schlang ihren Arm durch den ihres Geliebten, ohne ihn nur zu fragen, wohin er sie führte; denn in diesem Augenblick kam er ihr schön, stolz und mächtig vor, wie ein Gott. Und beide schritten nach dem Walde zu, dessen Saum sie nach ein paar Minuten hinter sich hatten.

„Bampa kannte, wie es sich von selbst versteht, alle Pfade des Gebirges; er wanderte daher, ohne zu zögern, in dem Walde fort, obgleich er keine freie Bahn hatte, sondern den Weg, den er verfolgen mußte, nur an den Bäumen und Gebüsch zu erkennen vermochte; so gingen sie ungefähr anderthalb Stunden. Nach Verlauf dieser Zeit hatten sie den dichtesten Theil des Gehölzes erreicht. Ein Bach, dessen Bett gerade trocken war, führte in eine tiefe Schlucht. Bampa schlug diesen seltsamen Weg ein, der, zwischen zwei Ufer eingezwängt und durch den Schatten der Fichten verdüstert, der Pfad des Avernus zu sein schien, von dem Virgil spricht. Teresa, welche bei dem Anblick dieses düstern, wilden Ortes wieder furchtsam wurde, preßte sich an ihren Führer an, ohne ein Wort zu sprechen; da sie ihn aber stets mit gleichem Schritte fortwandern sah, da eine tiefe Ruhe auf seinem Antlitz strahlte, so besaß sie auch die Kraft, ihre Bewegung zu verbergen.“

Plötzlich schien, zehn Schritte von ihnen, ein Mann sich von einem Baume loszumachen, hinter welchem er verborgen war, und auf Bampa anschlagend, rief derselbe:

„„Keinen Schritt weiter, oder Du bist todt!““

„„Ruhig!““ sprach Bampa, die Hand mit einer Geberde der Verachtung aufhebend, während Teresa, welche ihren Schrecken nicht zu verbergen vermochte sich an ihn andrängte; „„zerreißen sich die Wölfe unter einander?““

„„Wer bist Du?““ fragte die Wache.

„„Ich bin Luigi Bampa, der Hirte auf dem Gute San Felice.““

„„Was willst Du?““

„„Ich will mit Deinen Genossen sprechen, welche auf der Lichtung Rocca Bianca versammelt sind.““

„„So folge mir,““ sprach die Wache, „„oder gehe vielmehr voraus, da Du weißt, wo es ist.““

„Bampa lächelte verächtlich über diese Vorsichtsmaßregel, ging mit Teresa voran und setzte seinen Weg mit gleichmäßig festen, ruhigen Schritten fort.

„Nach fünf Minuten hieß sie der Bandit durch ein Zeichen stille stehen; die jungen Leute gehorchten. Der Bandit ahmte dreimal das Krächzen des Raben nach: ein ähnliches Geschrei beantwortete diesen dreimaligen Ruf.

„„Gut,““ sagte der Bandit. „„Du kannst nun weiter gehen.““ Luigi und Teresa machten sich wieder auf den Weg, doch je mehr sie vorrückten, desto fester presste sich die zitternde Teresa an ihren Geliebten an; man sah wirklich durch die Bäume Menschen erscheinen und Flintenläufe funkeln. Die Lichtung von Rocca Bianca lag oben auf einem kleinen Berge, der früher wohl ein Vulkan gewesen, aber erloschen war, ehe Romulus und Remus Alba verließen, um Rom zu bauen. Teresa und Luigi erreichten die Anhöhe und befanden sich in demselben Augenblick zwanzig Banditen gegenüber.

„„Dieser junge Mann sucht Euch und will Euch sprechen,““ sagte die Wache.

„„Und was will er uns sagen?““ fragte derjenige, welcher in Abwesenheit des Anführers die Stelle des Kapitäns vertrat.

„„Ich will Euch sagen, daß ich es überdrüssig bin, das Gewerbe eines Schäfers zu treiben,““ antwortete Bampa.

„„Ah! ich begreife,““ sprach der Andere, „„und Du kommst, um uns um Aufnahme in unsere Reihen zu bitten?““

„Er sei willkommen!“ riefen mehre Banditen von Ferrusino, Pampinara und Anagni, welche Luigi Bampa erkannten.

„Ja, nur will ich Euch um etwas Anderes bitten, als um die Gunst, Euer Gefährte zu sein.“

„Was verlangst Du von uns?“ fragten die Banditen erstaunt.

„Ich will Euer Kapitän werden.“

„Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.“

„Was berechtigt Dich, auf diese Ehre Anspruch zu machen?“ fragte der Lieutenant.

„Ich habe Euren Anführer Cucumetto getödtet, dessen Nachlaß Ihr hier seht, und Feuer an die Villa San Felice gelegt, um meiner Braut ein Hochzeittkleid zu schenken.“

„Eine Stunde nachher war Luigi Bampa an der Stelle von Cucumetto zum Kapitän erwählt.“

„Nun, mein lieber Albert,“ sagte Franz, sich an seinen Freund wendend, „was denken Sie von dem Bürger Luigi Bampa?“

„Ich sage, es ist eine Mythe, und er hat gar nie existirt.“

„Was ist das, eine Mythe?“ fragte Castrini.

„Es wäre zu lang, Ihnen dieß zu erklären, mein lieber Wirth,“ antwortete Franz. „Und sie sagen, Meister Bampa treibe sein Gewerbe in diesem Augenblick in der Gegend von Rom?“

„Ja, und zwar mit einer Kühnheit, von der nie ein Bandit vor ihm ein Beispiel gegeben hat.“

„Die Polizei hat es also vergebens versucht, seiner habhaft zu werden?“

„Was wollen Sie? er ist zugleich mit den Hirten der Ebene, mit den Fischern der Tiber und den Schmugglern an der Küste im Einverständnis. Sucht man ihn auf dem Gebirge, so ist er auf dem Fluß; verfolgt man ihn auf dem Fluß, so erreicht er die offene See, und wenn man ihn auf die Isola del Giglio, del Gnanuti oder auf

Monte Christo geflüchtet glaubt, sieht man ihn plötzlich in Albano, in Tivoli oder la Riccia wiedererscheinen."

"Und wie verfährt er gegen die Reisenden?"

"Oh, mein Gott! das ist ganz einfach. Je nach der Entfernung, in der man sich von der Stadt befindet, gibt er ihnen acht Stunden, zwölf Stunden, einen Tag um das Lösegeld zu bezahlen; ist diese Zeit abgelaufen, so gewährt er denselben noch eine Stunde Gnadenfrist. Hat er in der sechzigsten Minute dieser Zeit das Geld noch nicht, so schießt er dem Gefangenen eine Kugel vor den Kopf, oder er stößt ihm seinen Dolch in das Herz, und Alles ist abgemacht."

"Nun, Albert," fragte Franz seinen Gefährten, "sind Sie immer noch geneigt, über die äußeren Boulevards nach dem Colosseum zu fahren?"

"Allerdings, wenn der Weg malerisch ist."

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr, die Thüre ging auf, und der Kutscher erschien.

"Excellenz," sagte er, "der Wagen erwartet Sie."

"Wohl!" rief Franz, "also in das Colosseum."

"Durch die Porta del popolo, Excellenz, oder durch die Straßen?"

"Durch die Straßen, bei Gott!" erwiderte Franz,

"Ah! mein Lieber," versetzte Albert, ebenfalls aufstehend und eine dritte Cigarre anzündend, "ich hielt Sie in der That für muthiger."

Hiernach gingen die jungen Leute die Treppe hinab und stiegen in den Wagen.